

KAMPAGNE

Hunger ist nicht Schicksal - Hunger wird gemacht

Die Zahlen der Welternährungsorganisation FAO beweisen: es gibt mehr als genug Nahrung auf der Welt. Dass jeden Tag 25'000 Menschen an Hunger und Unterernährung sterben, ist also eine Frage politischer Entscheidungen. Wie Hunger lokal wirksam bekämpft werden kann, zeigt das Beispiel Sakawa Moussa in Niger.

In europäischen Ländern wird seit dem Rinderwahnsinn vermehrt Poulet gegessen. Pouletbrust ist besonders zart und einfach zuzubereiten. Der Rest des Huhns findet in Europa nur noch wenig Absatz. Er wird zu Spottpreisen in afrikanische Länder geliefert, zum Beispiel nach Kamerun. Dort haben die tiefgefrorenen Hühnerhälften aufgrund fehlender Kühlmöglichkeiten nicht nur gesundheitlichen Schaden angerichtet, sie haben auch die gesamte Kette der einheimischen Produktion von Pouletfleisch zerstört. Viele, vor allem junge Menschen haben ihre Arbeit und ihr Einkommen verloren. Möglich geworden war

diese Überschwemmung des kamerunischen Marktes, weil das Land der Welthandelsorganisation WTO beigetreten war und den Schutz der einheimischen Produktion aufgab. Der Fall ist bekannt, denn eine Bürgerinitiative hat sich lautstark im eigenen Land und in Europa gewehrt. Sie haben erreicht, dass die schädlichen Fleischreste nur noch unter bestimmten Bedingungen eingeführt werden dürfen. Damit ist die Arbeit der Bürgerinitiative längst nicht beendet, denn auch der Import von Tomatenkonzentrat und Speiseöl aus Industrieländern setzt die einheimischen Landwirte einer unfairen Konkurrenz aus und beraubt sie ihrer Lebensgrundlage.

Armut und Rechtlosigkeit führt zu Hunger

Der Fall Kamerun ist nur einer unter vielen. Er zeigt: oft führt der Überfluss zu Armut und schliesslich auch Hunger. Doch insbesondere in ländlichen Regionen armer Länder herrscht Mangel an Nahrungsmitteln und an Einkommen. Von den rund 850 Millionen hungernden Menschen leben drei Viertel auf dem Land. Kleinbauernfamilien, Landlose, Fischerinnen und Landarbeiter haben nicht genug, um sich ausreichend ernähren zu können. Nur fünf bis acht Prozent der hungernden Menschen leiden auf Grund von Dürren oder anderen klimatischen Unwägbarkeiten. Die Hauptgründe für den Hunger liegen in der Benachteiligung und Rechtlosigkeit armer Menschen – vor allem Frauen – auf dem Land. Ihnen wird auf vielfältige Weise die Möglichkeit genommen, ausreichend Lebensmittel anzubauen. Fehlender Zugang zu Land, zu Wasser, zu Krediten, zu lokalen und regionalen Märkten sowie



Das Grundrecht auf Nahrung darf nicht den Handelsinteressen untergeordnet werden.

Foto: Archiv, Swissaid

Wie Swissaid arbeitet

sw. Jedes Jahr führt das Hilfswerk Swissaid eine Informations- und Sammelkampagne zu einem bestimmten Thema durch, dieses Jahr zu «Hunger ist nicht Schicksal». Während des ganzen Jahres macht das Hilfswerk auf die Problematik von Hunger und Mangel in Ländern der Dritten Welt aufmerksam und tritt für die Durchsetzung des Menschenrechts auf Nahrung ein.

Swissaid hat den Auftrag, in Entwicklungsländern Projekte unter dem Motto «Hilfe zur Selbsthilfe» durchzuführen und gleichzeitig in die Schweizer Bevölkerung über die Gründe für Armut und Unterentwicklung zu informieren. Ziel ist es auch, entwicklungspolitisch in der Schweiz Einfluss zu nehmen.

In den Ländern des Südens arbeiten wir eng mit Basisorganisationen zusammen und verstehen echte Entwicklung als einen Prozess, der «von innen und unten» – von den Betroffenen selber – geleistet werden muss. Swissaid unterstützt die Partnerorganisationen bei der Verwirklichung der eigenen Verbesserungsideen. Swissaid arbeitet vor Ort ausschliesslich mit lokalen Expertinnen und Experten zusammen und schickt keine teuren «Fachleute» aus der Schweiz in die Dritte Welt. Die Entwicklungsorganisation ist in neun Ländern tätig: Tansania, Niger, Tschad, Guinea-Bissau, Kolumbien, Ecuador, Nicaragua, Myanmar (Burma) und Indien.

Für die Arbeit ist Swissaid auf Spenden angewiesen. Für Zuwendungen auf das Konto PC 30-303-5 dankt Swissaid herzlich. Darüber hinaus bietet auch weltverträgliches Konsumverhalten die Möglichkeit, den Ärmsten in der Dritten Welt zu helfen.

zu Bildung führen die Liste der Schwierigkeiten an. Hier sind die Regierungen derjenigen Länder, in denen Hunger herrscht, in der Pflicht, Abhilfe zu schaffen. Diese tun jedoch in aller Regel das Gegenteil. Auf Druck der internationalen Handelsregeln und mächtiger Agrarkonzerne, im Einklang mit den Interessen der Eliten im Land, wird einer exportorientierten, all zu oft auch industriellen Produktion der Vorrang gegeben. Fruchtbares Land wird für den Anbau von Soja als Futtermittel, von Blumen oder Südfrüchten reserviert, die in den Norden verkauft werden. Wie zu Kolonialzeiten sind es vor allem agrarische Rohstoffe, die exportiert werden. Im Gegenzug werden subventionierte, industriell hergestellte Über-

schüsse aus reichen Ländern zu Dumpingpreisen importiert. Für dieses Geschäft soll die Liberalisierung der Märkte die Türen immer weiter öffnen. Die kleinen und mittleren Produzenten werden mehr und mehr unter Druck gesetzt und an den Rand gedrängt. Viele verlieren ihr Land und damit ihre Ernährungsgrundlage.

Bäuerinnen und Bauern ernähren die Welt

Nur der Faire Handel garantiert den Bäuerinnen und Landarbeitern ein angemessenes Einkommen. Ansonsten bietet die Liberalisierung des Agrarhandels keine Lösung der vielfältigen Probleme armer Bäuerinnen und Bauern. Daher fordert Swissaid gemeinsam mit Bauernorganisationen

aus der Schweiz und aus Entwicklungsländern, der lokalen und regionalen Produktion für die Ernährung Priorität einzuräumen. Das ist das beste Rezept gegen den Hunger. Die bäuerliche Landwirtschaft muss konsequent gestärkt werden. Das Grundrecht auf Nahrung darf nicht den Handelsinteressen untergeordnet werden. Swissaid unterstützt Kleinbauern und vor allem Kleinbäuerinnen darin, ihre Interessen zu verteidigen und sich selber zu versorgen zu können. Ökologische Anbaumethoden sind dabei nicht nur finanziell die günstigste Wahl. Sie gewährleisten einen nachhaltigen Umgang mit Boden, Wasser und Saatgut – die Überlebensgarantien für die Zukunft.

Tina Goethe

Wie sich Sakawa Moussa in Niger vom Hunger verabschiedet hat

Die Sahara ist nicht weit entfernt vom Dorf Sakawa Moussa im afrikanischen Sahelstaat Niger. Überall liegt der gelbe Sand, auf den Wegen, in den Häusern, auf den Feldern. Schon ein paar Dutzend Kilometer weiter nördlich gibt es keine Ackerbauern mehr, weil in der Dürre nichts mehr wächst. Hier ist die äusserste Grenze des Gebietes, in dem Menschen noch während des ganzen Jahres leben können. Es gibt keine Motorräder, keinen Strom. Erst seit ein paar Jahren, seit sie Eselskarren haben, beginnen die Leute, Lehmhütten zu bauen statt solche aus Stroh. Das ist ihr kleiner Luxus.

In Sakawa Moussa können die Bauernfamilien nur von Juni bis Oktober auf Regen hoffen. Viereinhalb Monate, in denen Hirse, Sorghum und Bohnen reifen müssen: Vorräte für das ganze Jahr. Ist eine Ernte mager, sind die Vorräte lange

vor der nächsten Ernte verschwunden. «Temps de soudure» nennen das die Einheimischen: die Zeit, in der man über die Runden kommen muss. Dann heisst es, Lebensmittel einkaufen – ausgerechnet, wenn die Preise am höchsten sind. Wer sich nicht bei einem Wucherer verschulden will, muss sich als Saisonarbeiter im Nachbarland Nigeria verdingen, um seine Familie durchzubringen. Doch genau in dieser Zeit begänne auf dem eigenen Feld die Aussaat für die nächste Ernte. Wer trotz allem ernten kann, muss einen Teil davon verkaufen, um seine Schulden aus der Hungerzeit zurückzuzahlen. Aber jetzt herrscht Überfluss, und die Preise sind auf dem Tiefststand. Ein Teufelskreis, der die Not immer schlimmer werden lässt.

Seit dem Jahr 2000 gibt es in Sakawa Moussa eine Getreidebank, welche die Einwohner mit Hilfe von



Abdou Dan-Djouma und seine Familie hoffen auf eine gute Ernte.

Foto: Hans Haldimann

Swissaid eingerichtet haben. Diese besteht aus einem wasser- und nage-tierdichten Gebäude, das mit einem Grundkapital von ein paar hundert Kilo Hirse ausgestattet wurde. Wenn nun beim Bauer Abdou Dan-Djouma zuhause die Vorräte ausgegangen sind, kann er bei der Getreidebank in Form von Hirse Kredite beziehen. Nach der Ernte zahlt er seine Schulden mitsamt einem Zins in der Währung «Hirse» zurück. So ist Dorf vor dem Hunger geschützt.

«Am Anfang», sagt Abdou Dan-Djouma, «verstanden die Leute in den Nachbardörfern überhaupt nicht, was diese Bank soll. Aber jetzt lagern wir hier soviel Hirse, dass wir Auswärtigen helfen können. Jetzt fragen uns alle, wie man das anstellen muss, eine solche Getreidebank aufzubauen.»

Hans Haldimann